

## Weihnachten.

Weihnachtsträume . . . Tannengrün . . .  
Kerzenschimmer in der Runde,  
Und der Klang von Melodie'n  
Einer unvergeß'nen Stunde. —  
Doch was auch die Sehnsucht warb,  
Was sie suchte unverdrossen:  
Euer Kinderglaube starb,  
Denn die Thür blieb Euch verschlossen.

Und die Glocke singt den Sang  
Von Erlösung und von Liebe,  
Während Rad und Feder sprang  
Im geschäft'gen Weltgetriebe, —  
Während draußen Dornen steh'n,  
Wo einst glühten rote Rosen,  
Und die Winterstürme weh'n  
Um das Heer der Arbeitslosen!

Müßig ruht im Schoß die Hand,  
Die jahraus, jahrein nur schaffte,  
Die die Not stets überwand  
Und im Ringen nie erschlaffte,  
Die der Sorgen drohend Heer  
Bisher immer konnte stillen,  
Sie erhebt sich nicht zur Wehr:  
Sie muß ruhen wider Willen!

Arbeitslos . . . Das Radwerk brach  
Jäh entzwei in tausend Stücke . . .  
Nur der Frost baut Nacht und Tag  
Seines Eises blanke Brücke,  
Und der Sturmwind lacht um's Haus  
Gell und laut sein Hohngelächter . . .  
Längst ging Brot und Kohle aus:  
Und der Hunger wurde Wächter.

Unsichtbarer Ketten Last  
Fesselt heute tausend Hände. —  
Stern auf Stern erbleicht, verblaßt,  
Und sein Glanz verlöscht am Ende.  
Dunkel hält die Winternacht  
Rings die weite Welt umfassen,  
Und der eisige Wind verlacht,  
Was die Weihnachtsglocken sangen!

Und wo sonst im Häusermeer  
Golden strahlten tausend Kerzen,  
Schlagen heute bang und schwer  
Tausend müde Menschenherzen, —  
Und wo sonst die Hoffnung streut  
Ihre weißen Silberrosen,  
Peitscht mit Dornenruten heut  
Harte Not die Arbeitslosen! —

Ihr, die satten Reichthums Pracht  
Hat geschleudert ins Verderben,  
Euer Elend wird mit Macht  
Neue Kämpfer für uns werben,  
Denn die Kette, die Euch schnürt,  
Kann der Wille nur zersprengen,  
Der zu uns'rer Fahne führt,  
Die zu Recht und Licht wir drängen!

Rings des Winters Leichentuch . . .  
Keine Kerze schimmert Hoffen,  
Wem des Goldes schwarzer Fluch  
Hat ins tiefste Herz getroffen. —  
Eine Glocke aber singt  
Unsichtbar im Sturmeswehen:  
Eine alte Welt versinkt,  
Eine neue will erstehen! —

(Nachdruck verboten.)

8) **Der Flurschütz.**

Roman von Alfred Voa.

In der blühblauen Stube saß Christine im Feiertagskleid. Die ganze Woche über hatte sie unmenshlich geschafft und das Unterste im Haus zu oberst gelehrt. Man konnte nicht wissen, es kam Besuch. Da sollte niemand die Nase rümpfen.

Der Flurschütz hatte dieser Generalreinigung stillbergnügt zugeschaut. In ihrer Pukwut glück die Christine seiner Marie selig. Die saß hier freilich in ihrem Eigentum und wußte, für wen sie sich abradern that. Ja, wußt's denn die Christine ehern nicht? Er lachte behaglich vor sich hin. Sie war nun bald ein Jahr in seinem Dienste und galt ihm längst nicht mehr als Magd. Sie führte das Regiment wie die leibhaftige Frau. Nur daß sie für sich in ihrer Kammer schlief. In ihrer Gescheidigkeit hatte sie ihn rein ausgeedt, brauchte ihn bloß anzugucken, um auf die Sekunde anzufangen, was die Uhr bei ihm geschlagen hatte. Du Rader, dachte er oft bei sich, du bist mit allen Salben geschnierr! Und ihre Art gefiel ihm so wohl, daß er danach Verlangen trug, alles vor ihr abzuladen, was ihm auf dem Herzen lag. Als Flurschütz stand man gesondert von den Bauern. Mißchte man sich unter die Kleie, fraßen einen die Säue. Alleritt Respekt vor der Feldpolizei! Das Amt brachte Kergerniß und Verdruß. Da lief einem manchmal die Galle über. Und alles so in sich hineinzufressen, das hätte ihn ganz verzweibelt gemacht. Er mußte seine Aussprache haben. Sie hatte eine feine Manier, ihn geruhig zu machen, wam's bei ihm überkochte. Das Hitzköpfige riß ihn leicht mit fort. Betrachtete er's von allen Seiten, so war's gottseben für ihn ein Glück, so ein umgänglich Frauenbild um sich zu haben.

Auf der Schleifwiese jubilierte das junge Volk. Verhalten Klang die Tanzmusik herüber. Den Kopf zurückgebogen lauschte Christine und ihre Augen leuchteten auf. Einer wunderlichen Vorstellung gab sie Raum: Der Jakob war zurückgekommen und sah gar hübsch und stattlich aus. Sie gingen mitsammen in die Krone und führten einen Schwälmer auf. Die ganze Bauerschaft quackte zu. Poytaufend! Was die zwei hopsen konnten. Und die Burschen sangen im Chor dazu:

„Seng der da die Hosenbängel  
Länger bi die Strempel,  
Es der da des rechte Ben  
Kärger bi des lenkle.“

Jetzt tanzte jedes ein Weilchen allein, dann wieder rechtsum, linksun als Paar, dingel ringel hopsafa! Das Herz hüpfte ihr vor Freude im Leibe. Jakob, Jakob, bist wieder da! —

Sie fuhr zusammen.

Liebes Gottchen! Was waren das für Hirngespinnste. Für sie gab's keinen Jakob mehr, für sie waren Kirmes und Tanz vorbei. —

Der Flurschütz sah, seine Pfeife schmauchend, am offenen Fenster und sah verstohlen zur Christine hinüber. Die bunte Tracht stand ihr gut zu Gesicht. Für wen hatte sie sich so herausgeputzt? Ob sie heut auf die Wiese ging? Tanzburschen fanden sich genug. Ein bitteres Gefühl stieg in ihm auf. Es hätte ihm den Tag verdorben, sie um den Kirmesbaum fliegen zu sehen. Ei, ei, war er gar eifersüchtig? Narrenpoffen! Wer sprach von Eifersucht? Nur, weil sie sonst nicht gelüftig war und mit ihrer Gesehtheit in den Spektakel nicht paßte. Uebrigens hatte sie ihren freien Willen. Mochte sie immer zum Tanzen gehen. Er war der letzte, ihr's zu verwehren. —

Jemand kam die Straße herauf und schwenkte von fern schon lustig den Hut. Es war des Sägmüllers Oberknecht, der schöne Konrad, in vollem Wißs. Nun stolzierte er in die Stube herein: einer von den hochgewachsenen, sehnigen Burschen, wie sie im Hessianland häufig sind. Dem Brauch gemäß setzte ihm Christine Kuchen vor und schenkte ihm ein Glas Keffelwein ein.

Der schöne Konrad hatte ein Auge auf die Christine und brachte gleich sein Anliegen vor. Sie sollte seine Tanzmagd sein, jetzt komme man noch gerade recht.

„Ich hab' Dir's vorgest schon gesagt,“ beschied ihn die Christine freundlich, „ich mach' hau' keine Kirmes mit.“ Der Konrad wollte keine Ausflucht gelten lassen.

„Eh sperr Dich doch nicht, Christine, und Komm.“

„Nein, Konrad, ich geh'n nicht aus dem Haus.“

„No guck eins so eine Hartköpfigkeit.“

Sie lächelte.

„s muß halt auch Hartköp' geben.“

Er ließ nicht nach, sie blieb bei ihrer Weigerung. Da zog er endlich traurig ab, die Kirmesfreude war ihm verdorben.

Der Flurschütz hatte unterdessen mächtig gepafft und nicht das mindeste dreingeredet, doch konnte man in seinem Gesicht lesen, wie angenehm ihn des Mädchens entschiedene Haltung berührte. Kaum war der schöne Konrad gegangen, wurde er mit einem Male redsprädig und erging sich in heitren Erinnerungen an die Kirmesfeste während seiner Burschenzeit. Selbimal war's gemüthlicher wie jetzt, wo alles einen neumodischen Anstrich hatte. Aus der Mitte der Dorfjugend heraus wurden neun „Platzburschen“ gewählt, die den Wirtschaftsbetrieb auf eigene Faust übernahmen und auch für die Musik aufkommen mußten. Ein Hauptspaz war, wenn die Platzburschen auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen in der Stadt das Kirmesbier holten. Ein Vorreiter mit langem, weißem Kittel, roter Weste und Stulpenstiefeln ritt voran. In der Stadt wurden die Pferde ausgeschirrt. Der Vierdraner lud zu einem Fäßchen ein und setzte ein zweites und drittes darauf. Die Ausgelassenheit war unbeschreiblich. Zuweilen gab's auch eine Prügelei. Spät abends trat man die Rückfahrt an. Das ganze Dorf war aufgeblieben und begrüßte die Heimkehrenden mit lautem Hallo. Den sonntäglichen Kirmeszug eröffnete der Hammelleiter mit einem feinsten Hammel. Auf dem Hammel ruhten begehrtlich aller Augen, denn er wurde später herausgespielt und dem glücklichen Gewinner mit Musik ins Haus geführt. Während der Kirmeszeit war es den Platzburschen verboten, ihr Bett zu berühren. In einer Stube wurde Stroh gestreut, darauf sich Platzburschen und Musikanten lagerten. Aber wehe dem, der sich heimlich in sein Quartier entfernte, er wurde in aller Frühe mit derben Schlägen aus den Federn getrieben und angefeilt von Zweien fortgeführt. Ein schöner Brauch war auch verschwunden, die Kirmes am Dienstag zu begraben. Die Burschenschaft zog vor das Dorf, ein alter Kochtopf wurde in die Erde verscharrt, wobei ein Schalk die Grabrede hielt. Die Musik spielte einen Trauermarsch, und friedlich ging man auseinander.

So erzählte der Flurschütz in breitem Erguß. Christine lauschte mit halbem Ohr, denn ihre Gedanken waren ganz wo anders. Der Nachmittag dünnkte ihr endlos lang.

Gegen abend richtete sie das Essen, heute lauter Lederbissen. Der Flurschütz ließ sich wohl sein dabei und schmauste wie gewöhnlich für zwei.

Nun wischte er sich überfett den Mund und setzte die Pfeife wieder in Brand. Die Christine saß ihm gegenüber. So geschwatzig hatte sie nie ausgeschaut. Und die schwarzen Gudelchen und das feine Gesicht: da wurde einem ganz artlich zu Mut. Auf der Schleifwiese hätte sie das Gerich gehabt. Dagegen verzichtete sie auf Trubel und Tanz und leistete lieber ihm Gesellschaft. Sie spürte, daß sie zu ihm gehörte. Das Herz schloßerte ihm wie vor dreißig Jahren. Ja, auf was wartete er noch? Er hätte sie doch nimmer fortgelassen. Die Gelegenheit mußte man beim Schopf erwischen. Er war doch wahrhaftig Manns genug. Wo zu das Gezäppel? Jetzt frei heraus.

Da legte er die Pfeife beiseite, räusperte sich und sprach: „Wie sie gest' abend die Kirmes angepielt haben, sein ich droben auf dem Ribbacherweg gestanden. Guck, wann ich als Musig hör'n und 's drückt mich was, dadebei werd' ich ganz griebelig. No hab' ich an vielerlei denken müssen und hab' so vor mich hin sineliert: Da sißt Du einzling in Deinem Gehöft, hast Gott sei Dank Dein bißchen Brot. Was thust Du Dir hier als Maulwurfsjäger weh, wo Du für keins zu sorgen hast? Geb' in Gottesnamen den Flurschütz ab. Gönn' die paar Kreuzer einem armen Schluder. So hab' ich in mich hineingesprochen. Eh mein' ich, 's hätt mir eins zugespirt: Ei, Daniel, hast Du das Zählen verlernt? Wer spricht dann von einzling? Ich schäk', da sein zwei — die Christine und Du. Wann die Christine allegar bleibt, dernacher überleg' Dir's noch einmal und schmeiß' den Flurschütz nicht so fort.“

Er hemmte seinen Redesfluß und sah Christine forschend an. Die Christine hatte Grübe im Kopf. Die merkte doch, wohinaus er wollte. Vielleicht, daß sie ihm entgegenkam und

Ihm das letzte Wort ersparte. Doch that sie's nicht, sah regungslos vor sich hin.

Da brachte er seinen Antrag heraus.

„Das Gemummel, mein' ich, hat weiter kein' Wert. Gau' sein ich mit mir einig worden. Ich seh' Dich hier als Bäurin ein. Heißt, wann Du Dein Jawort von Dir giebst.“

Ein Blutstrom schoß ihr ins Gesicht, und sie vermeinte umzusinken.

„Herr Jesses im Himmel!“ stammelte sie.

Er weidete sich an ihrer Verwirrung. Ja freilich, als Bäuerin aufzusteigen, darauf war sie nicht gefaßt. Gestern blutarm, heut in der Woll: der Glücksfall konnt' eins dusselig machen.

Was war dann das? Jetzt stand sie auf und schauerte sich, als überließ sie ein Frost, und kehrte ihm den Rücken zu. Da sollte sich eins einen Vers drauf machen! Hatte sie das Sprechen verlernt?

Ein Gedanke durchblitzte sein Gehirn; ihr Kind.

Er näherte sich ihr zutraulich. „Christine, brauchst nicht so verstoffelt zu sein. Gelt glaubst, ich hätt' nicht an das Kind gedentt? O ja. Laß nur die Hochzeit verstrichen sein, dernacher gehört das Bubchen mir. Das Geschwäg von den Leut' inschaniert mich nicht.“

Sie stand noch immer abgekehrt. Er sah, daß ihr Körper krampfhast zuckte und dachte: furios, wie eins vor Freud' verschroden sein kann!

„Wer wird dann so vergeistert sein?“ sprach er ihr freundlich zu. „Verzimpfern willst Du Dich doch nicht? Guck, ich sein auch kein Heimlicher, ich sein gradaus. Das schwörn ich Dir zu: ich halt' Dich wie meine Marie selig.“

Da wandte sie sich nach ihm um, ihr Gesicht war angstverzerrt und bleich wie der Tod.

„No gilt's?“ streckte er ihr die Hand entgegen.

Sie sah mit irrem Blick zu ihm auf.

„Nehmt's nicht für ungut, es kann nicht sein.“

Er ließ betroffen die dargebotene Rechte sinken.

„Das sprichst Du ungedankens hin.“

Sie schüttelte wehmütig den Kopf und wiederholte:

„Es kann nicht sein.“

Er zog die buschigen Brauen zusammen, in seinen Pupillen loderten Flammen. Den Korb hatte er bei Gott nicht erwartet. Sie mußte doch, wie gut er ihr war. Nun wies sie seine Werbung ab. Ein wütender Schmerz durchdrang seine Brust. Was war ihr in den Sinn gekommen, daß sie den Einsitz im Haus verschmähte? Hoffte sie auf einen jungen Dachs? Er stellte auch noch seinen Mann. Nein, mannsüchtig war sie nicht. War ihr Ehm und Reden Spitzfindigkeit? Fast schien's, als wollte sie was verkradeln! Ja, wer studierte die Weibskent aus? Wenn er in sie drang, bekannte sie's wohl. Nein, fragen würde er sie nie und nimmer. Der Stolz des Bauern regte sich. Um alles in der Welt durfte sie nicht merken, wie nahe ihm die Abweisung ging. So zwang er seine Bewegung gewaltsam nieder und jagte:

„Ja, wie man einmal über so was schwägt. 's ist als gut, wann man weiß, wodran man ist.“

Und griff zur Mütze und schritt hinaus.

IX.

Christine starrte wie betäubt vor sich hin. Draußen senkten sich die Schatten der Nacht. Ueber das Thalgebirge trieb dunkles Gewölk, und es entlud sich ein schweres Gewitter. Blitz um Blitz und Donnergetöse, Schloßen prasselten wider die Scheiben. Der Aufruhr der Elemente berührte sie nicht.

Ihre Gedanken kreisten um einen Punkt: sie hatte des Flurschützen Antrag kommen sehen, hatte nichts gethan, ihn abzuwehren. Was ihr geschwam, hatte sich erfüllt, nun war kein Bleiben mehr für sie.

Der Herrgott droben hatte sie hierher geführt. Der Glaube wurzelte fest in ihr. Was er dabei im Sinn gehabt, das hatte er freilich nicht verraten. Da fragte man tausend Meilen hinauf, es kam aber keine Antwort herunter. Daß sie die Nummerel so lang mit sich herumgeschleppt, war sicher nicht Gottes Wille gewesen. Darum traf sie jetzt sein Strafgericht. Ein Strom von Thränen löste ihre Erstarrung. Jüngsthin hatte der Pfarrer gepredigt: wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht. Das paßte auf sie. Eine Heimliche war sie ins Haus gekommen. Ihr Recht wollte sie fordern, wenn der Jakob sich zeigte. Darüber war bald ein Jahr vergangen. Dem Flurschützen galt sein Sohn als ver-

schollen. Sie aber hatte beharrlich geschwiegen. Beim Flurschützen war ein guter Platz, sie konnte sich keinen besseren wünschen. Sonst hatte sie als Magd gehorcht, der Flurschütz ließ ihr freie Hand. Und sie hörte von ihm kein rauhes Wort. Wenn sie rückwärts sah, wie sie sich hatte ducken müssen, wie viele Stumper sie abgetriegt, so hatte sie wahrlich hier goldene Zeiten. Solch schönen Dienst gab man willentlich nicht auf.

Für die Mannskente im Dorf hatte sie gar nichts übrig. Dieser und jener schielte nach ihr. Zimmerhin, sie machte sich keine Gedanken darum und ließ sich mit Bauern und Knechten nicht ein.

Die Kameradinnen hatten sie einstmals verspottet, weil sie so arglos und weichherzig war. Ja, wie einen der liebe Gott geschaffen, so mußte man sich verbrauchen lassen. Der Jakob hatte sie elend gemacht, aus ihrem blutenden Herzen wollte sie ihn reißen und hing mit allen Fasern an ihm. Da konnte der Schönste, der Reichste kommen, sie hatte für sein Freien kein Ohr.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kinder.

Eine Weihnachtsgeschichte von Dorothee Goebeler.

Gerade vor dem Haupteingang des großen Warenhauses hatten die Kinder ihren Platz. Es war ein hübscher Platz, das ganze Leben und Treiben der Leipzigerstraße flutete hier vorüber. Dabei übersah man die großen glänzenden Fenster des Bazars. Der zoologische Garten war darin aufgebaut. Die Löwen drehten sich, beim Eisbären hing ein gedrucktes Schild: „Bitte nicht mit Knochen zu füttern, in der Voliere hoppsten sogar ein paar lebende Kanarienvögel auf und ab. Die kleinen, gepuppten Mädchen, die mit ihren gepuppten Mamas vom Potsdamer Viertel her die Leipziger Straße herankamen, jauchzten jedesmal laut auf vor Entzücken. Das war was für Kinderaugen.

„Die Kinder“ sahen trotzdem nicht danach hin. Sie kannten die Sachen schon, hatten sie die ganzen letzten acht Tage vor Augen gehabt. Außerdem war es gleichnein, das Heimgehen zuckte ihnen in den Gliedern. Sie fingen an, ihren Kram zusammenzuräumen. Ihrer fünf waren es; zwei Jungen und drei Mädchen; aus allen Vierteln der Stadt hatten sie sich hier zu einander geieilt. Von den Jungen handelte der eine mit Hampelmännern, der größere ließ Blechmäuse an einer Strippe laufen. Die Mädchen hielten es mit der Poesie, zwei hatten Ständer mit Glasugeln und Engelshaar; die kleinste trug einen Hentelkorb voller Schäschen. Es waren ganz unmoderne Schäschen, solche, wie man sie vor Jahren unter den Christbaum stellte, aus Holz und Watte, mit einer Bauchbinde von Bumpapier, die beides zusammenhielt. Es sah kein Mensch nach der Kleinen mit den Schäschen.

Aber nach den Blechmäusen saßen sie, die „Liesen von ganz alleene“, und der Junge, der sie feilhielt, war ein „schnoddriger“ Junge, er konnte Wiße machen wie ein Alter; seine Mäuse, das waren Mäuse, „Lebermäuse“, sie fraßen nicht 'mal Kirchengenster an. Die Leute blieben stehen und lachten und kauften. Der große Junge machte Geschäfte; auch der mit den Hampelmännern und die beiden Mädchen waren zufrieden mit dem Handel. „Morgen komme ich nicht wieder“, sagte die rote Käte.

„Aee, fällt mir gar nicht ein! So nötig haben wir's nich, und ich hab's nur gethan, um Weihnachten in 'n Circus zu gehen. Kommt ihr noch mal wieder?“

„Ich seh' morgen 'ne Stunde nach's Kottbuser Thor,“ meinte der Hampelmännernjunge, „hierher komm' ich nich mehr; komm' man auch nach's Thor, Liese, da verlooft man noch für 'n paar Troideln!“

Das zweite Mädchen nickte und lachte; dann stieß sie plötzlich die andre an: „Du, de Zimmerlotte weent schon wieder.“

Zimmerlotte war die Kleine mit den Schäschen.

„Ja wahrhaftig, se weent.“ Die rote Käte lachte: Wahrscheinlich friert se wieder. Du frierste?“ sie gab der Kleinen einen freundschaftlichen Schubs, „Jeh nach Hauße und seh' Dir hinter'n Ofen, wenn De nich frieren kannst, kannst ooch nich handel'n.“

„Wenn De plinst, looft Dir teen Mensch was ab,“ belehrte die Kleinere etwas alkflug. „Aee Du, wenn De etwa denkst, aus Mitleid — darum looft keener! Wiße mußte machen.“

„Alle Quarre,“ neckte der Hampelmännernjunge, „olle Quarre, quartt wie 'ne Quarre!“

Na nu weene man nich, nu weene man nich.

In die Nöhre steh'n Klöße, Du siehst se bloß nich.“

„Aber laß doch mal bet Kind in Ruhe,“ mischte sich der große Junge in das Geschwäg. „Zimmerju nergelt Jhr det Kind, wat soll denn det eigentlich heißen. Se handelst doch 's erste Mal.“

„Se brodet nich immer zu heulen,“ sagte Liese.

„Ich heule ooch nich und habe ooch nur 'n dünnen Nock an.“

„Wenn se heult, geh''s Dir gar nichts an, laß se zufrieden, sonst jiebt's wat.“

„Ueß! Otto macht sich um die Zimperlotte zu thun!“ Die rote Käte kreischte.

„Halt 'n Mund!“ sagte Otto, „und denn adio ooch, id jeh jekt. Verjüngte Feiertage!“

„Verjüngte Feiertage!“ Sie schüttelten sich alle die Hände.

„Adio Miezge,“ die rote Käte drehte sich nach dem Mädchen mit den Schafen um, jetzt in der Scheidestunde brach ihre Gütmiltigkeit doch hervor.

„Sie ist schon fort,“ sagte Otto.

Ja, sie war fort. Während die andern sprachen, hatte sie sich heimlich davon gestohlen. Drüben im Häuserschatten lief sie hin, die Jerusalemstraße hinauf, über den Hausvogteiplatz, in die Ballstraße hinein und immer weiter über die Linden weg nach der Rosenhaller Gegend zu. Sie rannte fast, dabei schluchzte sie vor hin: O, Gott nee, und nun hatten die gedacht, sie weinte um die Kälte und um den Regen, und sie weinte doch nur, weil nichts verkauft war. Zwei Groschen brachte sie nach Haus, bloß zwei Groschen. Ach nee! Wenn Mutter man nu von der Mätin das Geld für die Wäsche bekommen hatte, denn konnte sie wenigstens Schmalz ausbraten und es gab noch 'ne geschmierte Stulle, aber nee, die hatte es nich bekommen, ganz gewiß nich! Sie hatte ja schon gesagt, so'n Abend vor Weihnachten, da haben die Damens so viel zu thun, da denken sie nich an so 'ne Lippereien.

Und nu brachte sie auch noch die Schäfchen wieder, und nur grade zwei Groschen und Vaterchen würde wieder 'n trauriges Gesicht machen, und sich in die Erde setzen und den Kopf in die Hand stützen, so wie die ganzen Wochen schon, wo er nichts zu thun hatte. Das arme Vaterchen, das arme, arme Vaterchen. Die kleine Marie weinte immer mehr.

„Du, denn doch nicht so!“ rief eine Stimme hinter ihr. Sie fuhr zusammen und drehte sich um, über den breiten Damm der Dranienburgerstraße kam Otto gradenwegs auf sie zu. Er mußte gleichfalls gelaufen sein, er war ganz außer Atem: „Warum hast Du denn noch nie gesagt, datt De hier draußen wohnst? Denn konnten wir ja alle Abend zusammen gegangen sein.“

„Ach, — Du?“ . . . Sie war ganz verblüfft, dieser Junge, dieser große, kluge Junge, zu dem die andern alle aufsehen, der hatte mit ihr gehen wollen, mit der Zimperlotte! Er stapelte neben ihr her: „Du, wo wohnst Du denn nu eigentlich? Ich wohne Ackerstraße neben Meiers-Hof.“

„Ja — id — in de — Bernauer — bei's Krankenhaus.“ Sie war noch ganz verschüchtert, aber sie weinte nicht mehr.

„Denn wohnen wir ja dicht bei 'nander, Du, datt wir uns noch nie gesehen haben!“

Sie betrachtete ihn mit einem schönen Seitenblick.

„Ja — id jlaube — id Dich doch, — mal wie De Mus holtest bei Schulzen an die Ede.“

„Ja, datt kann schon gewesen sein, Mus essen wa jerne.“ Er warf sich in die Brust. Dam musterte er ihren Gentelforb. „Gast woll nicht verkooft? Nee? Wat kommst 'n ooch mit sone dämlichen Schafe? Die looft keen Mensch mehr.“

„Vater sagt doch . . .“ sie war zutraulicher geworden, sie fing an zu erzählen: „Vater sagt, er hat se ooch verkooft, wie er 'n kleiner Junge war.“

„Wird woll 'ne Weile her sein!“ Otto lachte: „Wo haste denn die Viester iederhaupt her, so 'ne Tiere jiebts ja jar nich!“

„Vater hat sie selbst gemacht.“ Das Klang sehr stolz.

„Nu ja! — na —“, er wollte sagen, so seh'n se auch aus, verschludte aber das Wort. Mit einer Art neugieriger Bewunderung maß er das kleine Hügelchen an seiner Seite: „Du, Dein Vater, wat is 'n der eigentlick?“

„Drecksler, aber nu hat er ja keene Arbeit nich, schon acht Wochen nich!“ sie schludte wieder.

Er antwortete nicht, schweigend schritten sie neben einander hin, die lange Ackerstraße hinauf. Der Junge rieb sich die Hände.

„Kalt is es, Du, und hab' Die man nich, weil die Wälzer Dir genergelt haben, und morgen frieren wir auch nich auf die Straße, morgen um die Zeit brennen schon de Bäume.“

„Ja.“ Das dünne Stimmchen zitterte, der gutgemeinte Trost verjüng offenbar nicht.

Der Junge kam ins Erzählen: „'n kleinen Baum haben wa man immer, aber Vater sagt, diesmal hat er nich geraucht von Oktober an, und nu nimmt er ooch 'ne Doppeltaime mit Zapfen; und Mutter hat 'n paar Kefel gekooft und von meine drei Mark von de Blechmäuse kann id fünf Groschen behalten, da laufe id Vater'n Cigarren vor, weil er so lange nich geraucht hat, und id loof sie im Ausverkauf, da jiebt es jechse for'n Groschen, und Mutter kriegt 'n Pfund Zucker, denn trinken wir Weihnachten süßen Kaffee wütem Raum und Vater sagt 'n Duzend Lichter kommt ran. Du, habt Ihr ooch 'n Baum mit'n Duzend Lichter?“

„Dismal — gar keenen.“

„Gar — gar keenen? Er blieb stehen und starrte sie an: „Aber — aber gar keenen — Du — Du — und denn kriegste woll ooch nicht geschenkt?“

„Nee — gar nicht.“ Nun war es kein Schluchzen mehr, nun war es ein regelrechtes Aufweinen, aber fast als schämte sie sich ihrer neuen Thränen, drehte sie sich im gleichen Moment um und lief in die Bernauerstraße hinein — nur von weitem rief sie noch einmal hinüber: „Du, denn man, sonst wird zugemacht!“

Er „rannte“ aber nicht, er stand und sah vor sich hin, nicht geschenkt — keenen Baum und nicht geschenkt — gar nicht! —

Der Gedanke verließ ihn nicht wieder, die Nacht nicht und den ganzen nächsten Tag nicht mehr, und dabei gab es doch soviel andres zu denken.

Vater hatte den Baum gebracht und es war richtig eine Doppeltaime mit Zapfen und Schaumgold hatte er auch gekauft, und nun mußten Leuchter eingedreht und ein Pfund Kefel vergoldet werden, und Mutter hatte sogar verraten, daß nicht nur was an der Taime hängen, sondern auch darunter liegen würde. Was das wohl sein konnte?

Die kleinen Geschwister rutschten beide auf der Diele hin und her, zerrten die alte Puppe und rieten auf einen Waulasten und ein neues Wilderbuch. Otto sah auf dem Fensterbrett und sah in die Nacht hinaus. Ein frostklarer Winterabend, am Himmel funkelten die Sterne scharf und hell, als wären sie geschliffen. Aus einzelnen Fenstern drang schon Lichterchein, still und ruhig war es ringsumher, beinahe feierlich überlam es den Jungen.

Aus der Nebenstube drang gedämpftes Klüstern. Vater war eben nach Haus gekommen und tuschelte mit der Mutter. Nee, was es bloß geben mochte? Vielleicht 'n neuen Kragen, so einen mit Klappeden, wie sie unten beim Pojamentier lagen oder 'ne Krawatte, oder am Ende gar 'n Taschmesser. Nein, das war doch zu viel, soviel hatte Vater ja gar nich übrig. Aber 'n Taschmesser wäre fein, dann konnte man sich selber die Weie schneiden und rabieren und schnippen und schnigen. Wenn es doch 'n Taschmesser wäre! Gar nicht . . . nee gar nicht . . .

Da war es wieder, und er sah das kleine Hügelchen im Regen stehen und hörte das klägliche Stimmchen. Da drüben irgendwo mußte sie jetzt sitzen, und alle Weihnachtsbäume sah sie brennen und hatte selber, — ach nee, das war ja ne Dohheit! Warum mußte er denn nu immer wieder an die kleine Kröte denken. Ueberhaupt die mit ihre Wählammer, ganz verrückte Viester waren's gewesen, er lagte vor sich hin, wie die Springböde im Turnsaal sahen sie aus, 'n vieredigen Bauch hatten sie und Beine wie Streichhölzer, und dann die bunte Bauchbinde, und Hals und Kopf saßen zusammen, wie Mutter's Weil am Stiel, und die wollt' se in der Leipzigerstraße verkloppen? In der Leipzigerstraße, wo all die feinen Damens kamen? Verückt war sie, ganz einfach verückt.

Ja nun sah sie zu Haus mit ihren dollen Schäfchen und hatte gar nicht.

„Kommt Kinder!“ rief der Vater.

Und nun ging die Thür auf und die Taime glänzte und die Kleinen fanden richtig ihren Waulasten und ihr Wilderbuch, und vor Otto lag ein Kragen und eine rote Krawatte, und — ja wahrhaftig ein Taschmesser.

Warum er die Hand nicht danach ausstreckte? Warum er so ganz starr stand und nur darauf hinsah? So viel war das, so viel und gar nicht — gar nicht —

Quasselkopp! Jetzt wurde er wütend. Quasselkopp, da stehste und denkst an die dämliche Jöhre mit ihre Wählammer und hast doch 'n Kragen und 'ne Krawatte und 'n Taschmesser dazu! — Gar nicht —

Wenn man ihr noch was schenken könnte, damit se was hätte, damit man den Gedanken los wär! Oh, na ja! Schenken, was denn? Quasselkopp!

„Na, Otto, Du bist wohl ganz bass!“ sagte die Mutter; „ja Vater hat 'n extra jutes Trinkgeld gekriegt, bei die, wo der Blumentisch hinkam, und nu hol' uns man 'n paar keene Weizen und hier hast 'n Rapp und bring 'n Pfund Rohn mit; nu machen wa Wohnpielen.“

Ja nu auch noch Wohnpielen, war das 'n Weihnachten, und die hatte — gar nicht.

Nein, jetzt dachte er nicht mehr an sie, nu erst recht nicht, — und er nahm den Rapp in die Linke und das Taschmesser in die Rechte und lief hinab. —

Die Mutter hatte auf dem Weihnachtsmarkt ein paar grüne Zweige geschenkt bekommen. Die waren vor dem Spiegel aufgestellt und in einem Sandhäuschen kramte ein Licht davor. Es war wirklich kein Weihnachtsbaum, aber es roch doch danach, und die kleine Marie sah ganz entzückt darauf hin. Mutter hatte von der Mätin zuguterletzt doch noch ihre zwei Mark bekommen, nun war wenigstens das Zimmer warm. Das war ein schöner Weihnachtsabend, besser als sie alle gedacht.

„Miezge,“ sagte der Vater, „Dir ruft cener, hör doch mal, draußen auf dem Fluß, jetzt wieder, Miezge.“

Er sah neben der Fran am warmen Ofen. Hand in Hand saßen sie bei einander und dachten besserer Zeiten.

„Miezge, Miezge!“ die Stimme draußen rief immer lauter, und die kleine Marie lief an die Thür und rief sie auf. Draußen aus dem halbdunklen Bodensfluß streckte sich ihr ein Arm entgegen. Jemand etwas Hartes wurde ihr in die Hand gedrückt und eine halbblaute erregte Stimme flüsterte: „Du, und ich halt's nich so aus, und damit De man wenigstens wa t geschenkt hast, und 's is mein Taschmesser und ich hab's erst eben bekommen, und wenn se mir wäschten, denn schad'ts nicht, ich jage, ich hab's verloren. Aber Du darfst et nich verlieren, und es is 'n fürchtbar schönes Messer, 's hat soja 'n Proppenzieher.“ —